Ins Schaufenster legen . . .

Zum Jubiläum 25 Jahre Orientierung

Vor mir liegt ein Heft, erschienen im Mai 1967: Zur Fortbildung. Es war herausgegeben vom Verband deutscher evangelischer Heilerziehungs-, Heil und Pflegeanstalten. Der damalige Vorsitzende des Verbandes, Herr Dr. Klevinghaus, Wittekindshof, hat in seinem Geleitwort geschrieben:

Der Fortbildung sollen diese Blätter dienen. Immer wieder ist die Bitte laut geworden, gebt uns Anregungen und Arbeitshilfen und lasst uns teilnehmen an dem, was auf den Verbandstagungen besprochen wird. Der Vortrag des Leitenden Arztes der Anstalt Wittekindshof, Dr. Heinrich Wienke, leitet auf der Arbeitstagung im Februar dieses Jahres eine rege Aussprache ein. Das Thema berührt alle, die für unsere Pflegebefohlenen verantwortlich sind. Unsere Konferenzen waren

Pfr. Erich Eltzner, 1. Vorsitzender des BEB, Bad Oeynhausen

aber nicht nur durch die Vorträge so fruchtbar. Wenn wir mit ihnen von Anstalt zu Anstalt wanderten, so waren wir oft erstaunt darüber, wie viel man von einander lernen kann. Das soll nun durch diese Briefe möglich gemacht werden. Sie wollen uns aus Routine, Gewohnheit oder Müdigkeit helfen und zu fröhlichem Nachmachen oder Probieren ermuntern.

Darum müssen sie »Mitarbeiterbriefe« sein; Briefe also, die von Mitarbeitern geschrieben werden. Sie, die Mitarbeiter, werden gebeten, sich zu äußern, zu berichten, Meinungen auszutauschen und Fragen vorzubringen. Die Blätter wollen so nah wie möglich bei dem sein, was uns heute in unseren Pflegebefohlenen begegnet und was uns heute mit ihnen und für sie zu tun möglich und aufgetragen ist.

Damit möchten wir eine Ergänzung darstellen zu der von unserem Verband mitgetragenen Zeitschrift »Sozialpädagogik«. Diese umfasst den ganzen Bereich der Sozialerziehung und Sozialarbeit und lässt teilnehmen an der Grundsatzdiskussion um Jugendhilfe und Sozialhilfe. Wir brauchen diese Teilhabe am Ganzen der Sozialpädagogik und wollen auch unseren Beitrag in dem größeren Kreis nicht schuldig bleiben. Ebenso notwendig aber scheint uns der vorgesehene schlichte Dienst unserer Blätter »Zur Fortbildung« zu sein, die alle unsere Mitarbeiter erreichen, von ihnen mitgetragen werden und das Band der Dienstgemeinschaft der Anstalten unseres Verbandes festigen sollen.

Von 1967 bis 1976 sind diese Blätter unter der Redaktionsleitung des Leitenden Pädagogen des Wittekindshofes Gerhard Brandt erschienen. Seit 1977 erscheint die Zeitschrift unter dem neuen Namen Zur Orientierung. Bis 1986 hatte wiederum der Leitende Pädagoge des Wittekindshofes Gerhard Brandt die Redaktion. 1987 bis 1996 verantwortete die Redaktion Dr. Kurt Klappenecker. Seit 1997 erscheint sie unter dem Namen Orientierung und in der verantwortlichen Redaktion von Friedrich Fabriz.

25 Jahre Orientierung sind Grund genug, den verantwortlichen Redakteuren und dem Kreis von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern sehr herzlich zu danken, die immer wieder durch sachkundige Beiträge die Veränderungen im Bereich der Behindertenhilfe dokumentiert und fachlich begleitet haben. Der Name hat sich geändert, die Personen haben gewechselt, geblieben ist die gemeinsame Themenstellung, in deren Mittelpunkt immer wieder der Mensch mit Behinderungen in unserer Gesellschaft steht.

Unser Menschenbild ist im Grund ganz einfach

Das Bild vom Menschen befindet sich derzeit in einer tiefen Krise. Wir alle wissen nicht, wie es sich in den nächsten Jahren verändern wird. Wir wissen nur eins, das, was der Mensch von sich weiß und über sich denkt, ist einem grundlegenden Wandel unterworfen. Schauen wir in unsere Geschichte hinein, stellen wir fest, dass in dem vergangenen Jahrhundert Menschen-bilder eine große Rolle gespielt haben.

Karl Marx hat in einer seiner frühen Schriften zur Judenfrage gesagt: Der Mensch, wie er geht und steht, ist nicht der eigentliche Mensch, sondern er muss das richtige gesellschaftliche Bewusstsein haben und der richtigen Klasse angehören. Die Nationalsozialisten haben gesagt: Er muss der richtigen Rasse angehören. Die Nationalisten haben sagen das bis auf den heutigen Tag: Er muss dem richtigen Volk angehören. Und die Fundamentalisten in der ganzen Welt sagen: Er muss die richtige Religion haben. Und je nachdem, ob die Menschen in dem zu Ende gegangenen Jahrhundert der richtigen Klasse, der richtigen Rasse, dem

richtigen Volk oder der richtigen Religion angehörten oder nicht, wurden sie liquidiert, vergast, umgebracht, deportiert und bis auf den heutigen Tag in die Luft gesprengt. Die falschen Menschenbilder waren die Ursachen für die schlimmsten und gemeinsten Verbrechen, die die Menschheit in diesem Jahrhundert begangen hat.

In Diakonie und Caritas sind wir bei unserer Arbeit mit Menschen mit einer Behinderung immer vom christlichen Menschenbild ausgegangen. Dieses Menschenbild ist im Grunde genommen ganz einfach. Es lautet: Der Mensch, wie er geht und steht, ist der eigentliche Mensch, in seiner Würde unteilbar und unabhängig davon, ob er jung oder alt, Mann oder Frau, gesund oder krank, voll leistungsfähig oder behindert, Schwarzer oder Weißer, Christ oder Jude ist. Dieses Menschenbild stellt natürlich hohe Anforderungen. Die Messlatte liegt sehr hoch und wird sehr oft gerissen. Aber wenn dieser Anspruch fallen gelassen wird, dann werden die Ziele unklar und die Menschen verlieren ihr Fundament.

Dass Gott den Menschen nach seinem Bilde schuf, ist eine der Grundaussagen biblischen Glaubens. Wir haben uns nicht selbst gezeugt, wir wurden nicht gefragt, ob wir geboren werden wollten, wir hatten keinen Einfluss auf den Zeitpunkt unserer Menschwerdung, das Jahrhundert, den Erdteil und die Religion, das familiäre oder politische Umfeld. Wir wurden erwartet oder herbei gefürchtet, aber der Anfang und damit ein wesentlicher Teil der Bestimmung unseres Lebens wurde nicht von uns bestimmt. Das ist unsere Grundbefindlichkeit. Gerade in der Arbeit mit Menschen mit einer Behinderung haben wir es täglich mit Menschen zu tun, die nicht ihre Schicksalsschmiede waren, wie wir auch nicht. Ihr Leben gestaltet sich von Anfang an vollständig anders, aber es ist geschaffenes Leben, wie das unsere. Damit unterscheiden wir uns von allen Vorstellungen, die den Menschen zum Schöpfer des Lebens erheben und als seines Glückes Schmidt definieren. Die Konsequenzen der individuellen Lebensführung, der Normierung des eigenen Lebens, können sehr unterschiedlich sein, die fremde Würde des menschlichen Lebens bleibt und ist für den Christen unantastbar. Die fundamentale Anerkennung unserer Geschöpflichkeit muss Auswirkungen haben auf die ethische Diskussion um Lebensanfang und Lebensende, auf den Alltag der Sozial- und Behindertenpolitik und auf den verantwortlichen Umgang mit der Gentechnologie.

Die Heiligkeit des Lebens

Es gibt nach biblischer Tradition eine Qualität des Lebens, die der Machbarkeit des Lebens, seiner Verfügung, ganz und gar entzogen zu sein scheint bzw. entzogen wird. Es gibt offenbar eine Art Geschöpflichkeit, die um ihres Überlebens Willen unter den besonderen Schutz der Unantastbarkeit gestellt wird. Es gibt Bereiche menschlichen Lebens, bei denen es dem Menschen besser wäre, sich heraus zu halten, weil er sich sonst an sich selbst vergeht. Alles nennt die Bibel Heiligkeit des Lebens.

Nicht umsonst sind in diesem unserem Lande Behinderteneinrichtungen weit und überwiegend Häuser von Diakonie und Caritas. Offenbar erwartet man von uns noch so etwas wie das Gespür für die Heiligkeit. Offenbar traut man uns zu, dass es Zonen menschlichen Lebens gibt, die wir vor anderen respektieren. Offenbar sind wir dazu da, Inseln der Unantastbarkeit zu sein, zu schützen in einer Welt, die sich immer rücksichtsloser fast alles verfügbar macht. Damit unterscheiden wir uns fundamental von Vorstellungen, die dem menschlichen Leben in verschiedenen Erscheinungsformen eine besondere Heiligkeit absprechen, weil sie die Qualität menschlichen Lebens an Rationalität und Selbstbewusstsein knüpfen. Heilig ist keine eigene oder angeeignete Qualität, sondern es ist ein Eigentumsvorbehalt Gottes. Heilig bedeutet: Man gehört sich nicht selbst, der Mensch ist sich geliehen, gehören tut er Gott. Darum unterscheiden sich christliche Deutungsmuster des Lebens von solchen, die das Leben dominant Kriterien der Nützlichkeit unterwerfen und das Recht auf Leben nach diesen Kriterien verteilen möchten. Das hat Konsequenzen für den Entwurf von Gesellschaft, den wir vertreten. Christen gehen davon aus, dass eine Gesellschaft immer aus Starken und Schwachen, aus Reichen und Armen, aus körperlich und geistig Vollkommenen und nicht so Vollkommenen bestehen kann und dass die einen die jeweils anderen aus ihrer Gemeinschaft auszuschließen nicht das Recht haben, weil ihnen diese Entscheidung um der von Gott verfügten Heiligkeit aller nicht zusteht.

Aus dieser Tatsache leitet sich die Einzigartigkeit des Menschen ab. Mit der Zusage bei der Taufe: »Ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein«, bekommt das menschliche Leben die unverlierbare Qualität der Einzigartigkeit. Damit unterscheiden wir uns radikal von den gängigen und alltäglichen Vorstellungen, die die Identität eines Menschen auf dessen Erfolg aufbaut und seine Einzigartigkeit auf seine eigene Verdienstlichkeit oder gar auf das, was einer verdient oder besitzt. Das hat Konsequenzen für die Liebe, mit der wir uns in Gottes Namen denen zuwenden, denen ein eigenes Selbstbewusstsein aus eigener Kraft nicht oder nicht immer möglich ist.

Dass die Orientierung durch die sehr differenzierten Beiträge immer wieder an diesem Menschenbild festgehalten hat und daraus die Konsequenzen für die alltägliche Arbeit für und mit Menschen mit Behinderungen Gestaltungskräfte verliehen hat, dafür bin ich sehr dankbar.

Mauern bauen oder Segel setzen?

In vielen Beiträgen in der Orientierung ist auch das Stichwort Qualität genannt. Alle sprechen von Qualität – wir auch. Aber meinen wir dasselbe? Diskussion in der Vergangenheit bis heute zeigt, dass es bei dem Thema Qualität meist um Produktionsabläufe oder auch um Produktionsformen in der Industrie geht. Alle, die in der Diakonie tätig sind, erleben täglich das Spannungsfeld von Qualitätsansprüchen und Realität. Hier stellt sich für mich die Frage, warum ist die soziale Arbeit eigentlich in die Qualitätsdiskussion gekommen? Ist das, was in diesem Bereich geleistet wurde, heute nicht ausreichend oder gar zuviel Qualität? Verbergen sich dahinter nicht sozialpolitische und damit auch staatliche Oberlegungen? Wer sich heutzutage in der Debatte über die Zukunft des Sozialstaates Gehör verschaffen will, redet von einem notwendigen Umbau der Sozialpolitik. Nicht die Sorge um die Bewältigung von sozialer Ausgrenzung und Spaltung, von Armut, Langzeitarbeitslosigkeit, Vereinbarkeit von Beruf und Familie oder Frühinvalidität beherrscht die Diskussion, nein, die finanz- und wirtschaftspolitischen Argumentationszusammenhänge stehen im Mittelpunkt.

Für mich heißt Diakonie und Qualität die gesellschaftliche Realität aus dem Blickwinkel der Bedürftigen und der Armen wahr zu nehmen. Das biblische Wort: »Du sollst Gott mit allen deinen Kräften und deinen Nächsten lieben wie dich selbst«, ist, denke ich, die Ausgangslage für unsere Arbeit. Das macht aber auch erforderlich, dass wir ständig rückkoppeln und die Veränderungen um uns herum in der Gesellschaft und in der Konkurrenz wahrnehmen. Natürlich befinden wir uns in Konkurrenz auch gegenüber anderen gemeinnützigen Leistungsanbietern und auch innerhalb der Diakonie. Jede andere Sicht wäre eine Bemäntelung der Realität. Das kann aber auch bedeuten, dass wir uns von manchem Überholten trennen müssen. Aber wir sollten lernen, die Veränderung als Chance wahr zu nehmen. Ein chinesisches Sprichwort sagt – und mir gefällt das sehr gut: »Wenn der Wind zunimmt, bauen die einen Mauern und die anderen Segelschiffe, um zu neuen Ufern zu kommen.«

Wir haben nicht die Wahl, ob sich Dinge in unserer Umgebung verändern oder nicht, der Wind wird blasen. Aber die Antwort auf die Frage, wollen wir Mauern oder wollen wir Segelschiffe bauen, ist wichtig. Wer in der Kurve nicht lenkt, fliegt hinaus. Wir liegen in der Kurve, ohne Zweifel, ja sogar in vielen Kurven. Je kürzer der Weg vom Zentrum der Entscheidung bis zum Ort der unmittelbaren Tätigkeit ist, desto geringer ist die Gefahr, dass man raus fliegt aus der Kurve. Das heißt im Klartext, zur Qualität diakonische Arbeit gehören auch flache Hierarchien. Wir brauchen in dieser Debatte mehr Leistungs- und weniger Verteilungsdenken, mehr Pioniergeist und weniger Verhinderungsstrategien. Ich denke, auf Dauer gilt, wer nicht wirtschaftlich ist, kann auf Dauer nicht sozial tätig sein und wer sozial tätig sein will, muss wirtschaftlich denken können.

Qualität und Diakonie, das sind keine Gegensatzpaare, sondern sie bedingen sich um der Menschen Willen. Dass die Orientie-

rung auch in den kommenden Ausgaben sich diesen grundlegenden Fragestellungen widmet, ist mein Wunsch.

Offensiv werbende Diakonie

Natürlich leistet die Orientierung auch ein hohes Maß an Öffentlichkeitsarbeit. Nach meinem Eindruck zieht sich so etwas wie eine unsichtbare Mauer durch unsere Gesellschaft: Auf der einen Seite stehen immer noch beachtlich viele Menschen, die uns regelmäßig besuchen, die Anteil nehmen, die uns unterstützen, die auch bereit sind, auf Menschen mit Behinderungen zuzugehen. Auf der anderen Seite steht ein hoher Prozentsatz, der unsere Arbeit ignoriert, bestenfalls toleriert, aber wenig oder gar erklärtermaßen kein Interesse daran hat, sich mit den Menschen, um derentwillen unsere Arbeit geschieht, sich zu befassen. Das hat nicht gleich etwas mit Feindschaft zu tun, eher mit Fremdheit. Dass diese Fremdheit gefährliches Potential birgt, brauche ich nicht näher zu erläutern.

Neben die Konzeption der »einladenden« Diakonie, die vielerorts erfolgreich praktiziert wird, müssen Strategien einer offensiv werbenden, nach außen gehenden Diakonie treten. Es muss um ein stämmiges, verbindliches, kommunikatives Auftreten in der Öffentlichkeit gehen. Bei allem lobenswerten Bemühen um Schriftfamilien, Farbskalen und Werbeartikel dürfen aber die Dimensionen nicht in Vergessenheit geraten: Es ist müßig, ja kontraproduktiv, Dinge ins Schaufenster zu legen, die es im Laden nicht gibt.

Wenn es in der Diakonie nicht gelingt, kommunikative Kompetenz in ihren unterschiedlichen Verlautbarungen zu vermitteln und sich Meinungsführerschaft wenigstens in einer Reihe sozialer Fragen zu erarbeiten – um sie auch öffentlich unter Beweis zu stellen – wird sich ihre Bedeutung im politischen Diskurs wie in der öffentlichen Wahrnehmung weiter marginalisieren.

Hier denke ich, liegt auch ein weites Feld der Orientierung vor uns.

So gratuliere ich zum 25-jährigen Bestehen der Orientierung im Namen des Vorstandes unseres Bundesverbandes sehr herzlich und wünsche mir, dass die Zeitschrift der Orientierung viele Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter einlädt und gewinnt, den Glauben zu entdecken und für sich anzunehmen, der allem Tun in einem diakonischen Werk Freude gibt, Ausdauer verleiht und Hoffnung schenkt. Es gibt viele gute Gründe zu ermitteln, was Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter heute als ihren Glauben ansehen und aussprechen können. Wir können heute Leitlinien nicht erstellen, ohne uns vorher zu vergewissern, dass die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter auf diesem Wege mitgehen. Es erweist sich als sinnvoll, miteinander neu zu ermitteln, was man gemeinsam sein und tun will und nicht von draußen festzulegen, nach welchen Grundsätzen die Arbeit geschehen soll. Dabei muss klar sein, dass die Menschen mit Behinderungen nicht nur Adressaten diakonischer Arbeit sind, sondern ihre Verursacher und Mitgestalter.

In diesem Sinne wünsche ich der Zeitschrift Orientierung auch für die Zukunft viele Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die ihre Fachlichkeit und Kreativität in die Beiträge einbringen und damit das Feld der Behindertenhilfe bereichern.

Orientierung

25/35 Jahre

1967 Die Zeitschrift ZUR FORTBILDUNG wird vom Verband deutscher evangelischer Heilerziehungs-, Heil- und Pflegeanstalten als Organ für die MitarbeiterInnen ins Leben gerufen. Signal: A5-Format, braunes, gleichbleibendes Design.

1977 Die Zeitschrift wird umbenannt in ZUR ORIENTIERUNG und erhält ein neues Kleid: orange, das A5-Format bleibt, weiterhin ein reines »Textheft«.

1987 ZUR ORIENTIERUNG wird gründlich neu gestylt: A4-Format, Bilder und Fotos halten Einzug – das Orange bleibt (zumeist).

1998 Neuer Name: *Orientierung*, neue Farbgestaltung, Erweiterung der Zielgruppen:
- Das Heft wandte sich in der Vergangenheit vorwiegend an MitarbeiterInnen des Wohnbereichs. Nun werden gleichermaßen alle Lebensbereiche und deren Begleitung angesprochen: Wohnen, Arbeiten, Bildung, Freizeit, Fachdienste.
- Nach Zusammenschluss der beiden Fachverbände zum BEB rücken neben Menschen mit einer geistigen Behinderung nun auch Menschen mit einer Körperbehinderung in das Blickfeld der Redaktion.

Was (auch nach vielen Diskussionen) bleibt: Die *Orientierung* ist ein Themenheft.

2001 Jubiläum 25 Jahre *Orientierung*. Rechnet man die Vorgänger-Zeitschrift mit, dann sind es sogar 35 Jahre!